

Alte Gräber im Thurgau

Autor(en): **Keller-Tarnuzzer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **18 (1942)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alte Gräber im Thurgau

Von Karl Keller-Tarnuzzer

Gräber wecken im Menschen die Besinnlichkeit. Wer an einer Kirche vorbeigeht, läßt rasch einen Blick über den Friedhof schweifen, ob er Angehörige darin zur Ruhe gebettet weiß oder nicht. Der Beruf des Totengräbers erscheint uns in gewissem Sinne geheimnisvoll, ob er nun alte Gräber aushebt oder neue Särge in die Gruft bettet. Es ist der Geist der Ewigkeit, der um die Totenhügel schwebt, der Geist, der auch den oberflächlichsten Menschen zu kurzem Nachdenken zwingt.

Die ältesten Gräber, die im Thurgau bekannt sind, stammen aus der Bronzezeit. Das berührt sonderbar, wenn man überlegt, daß die Leute unserer Steinzeitpfahlbauten zahlreich das Land und die Seeufer bevölkerten. Niemand weiß, wohin die Steinzeitleute ihre Toten zur Ruhe gebettet haben, ob sie sie in die Erde legten, ob sie sie verbrannten oder was sonst sie mit ihnen gemacht haben. Es gibt unter den primitiven Völkern sonderbare Grabsitten, und wir wissen, daß auch bei uns oft genug in prähistorischer Zeit die absonderlichsten Riten geübt wurden. Es gibt Völker, die ihre Toten auf Bäumen aufbahren und sich nicht mehr um sie kümmern, es gibt wieder Völker, die sie kurzweg den wilden Tieren

überlassen, wieder andere bestatten sie stückweise oder verbrennen nur Teile der Leichen, und der Brauch, die Toten zu verbrennen und die Asche den Winden oder den Gewässern zu überlassen, ist weiter verbreitet als man annimmt. Wer weiß, ob nicht auch unsere steinzeitlichen Pfahlbauer einen solchen Ritus übten, der keine Reste von den Verstorbenen hinterließ, keine Gräfte kannte!

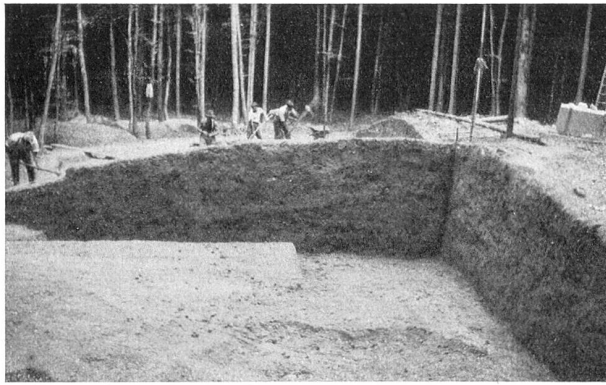
Anders ist die Sache in der Bronzezeit. Leider sind alle thurgauischen Gräber dieser Periode, die wir kennen, nicht sachgemäß ausgegraben worden. So wissen wir von ihnen auch nichts, als daß die Toten wie heute noch in die Erde eingebettet wurden, daß man ihnen aber noch Schmuck, Werkzeuge oder Waffen mit ins Jenseits gegeben hat.

Erst aus der ältern Eisenzeit, die der Fachmann Hallstattzeit nennt, können wir eine fachmännische ausgegrabene Totenstätte namhaft machen, und sie soll uns einen Blick gewähren in den Totenkult jener fernen Zeit, die mehr als tausend Jahre älter ist als die endgültige Einführung des Christentums in unser Land.

Im Walde des Schlosses Eugensberg lagen drei Grabhügel, genau in einer Reihe angeordnet, der



Der große eisenzeitliche Grabhügel vom Eugensberg bei Salenstein vor der Ausgrabung



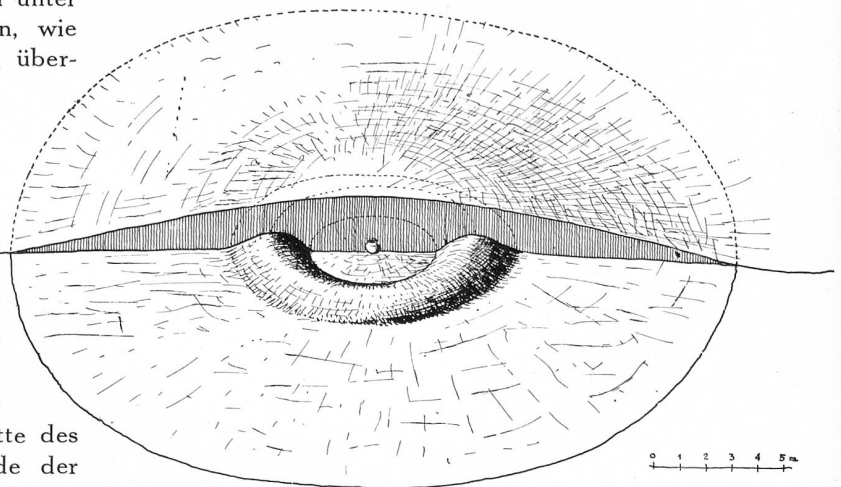
Der eisenzeitliche Grabhügel vom Eugensberg während der Ausgrabung

größte im Westen, der kleinste im Osten. In unbekannter Zeit sind diese Grabhügel schon von Schatzgräbern aufgewühlt und ihres Inhalts beraubt worden. Die beiden kleinern Grabhügel sind dabei vollkommen zerstört worden; der große aber hätte dafür einen zu großen Kraftaufwand verlangt. So begnügte man sich, von oben her einen Schacht in seinen Kern vorzutreiben, um so sehr zweifelhafte Schätze zu ergattern. Im Jahre 1933 veranlaßte Herr Hippolyt Saurer, daß dieser Hügel einer genauen Untersuchung unterzogen wurde, und diese zeitigte trotz des frühern unbefugten Eingriffs das sehr erfreuliche Resultat, den Totenbestattungskult vollständig rekonstruieren zu können.

Mitten im Walde hatte man einen freien Platz geschaffen, groß genug, daß die Bestattungsfeierlichkeiten von einer größeren Volksmenge gefolgt werden konnten. Es wurde daraufhin ein runder Platz von ungefähr 32 Meter Durchmesser ausgeebnet und auf ihn eine Lage Waldlehm von 40 Zentimeter gebracht, so daß eine Art Plattform entstand. Auf dieser Lehmplatte wurde ein Hügel in Form eines großen Ringes angelegt. Er hatte eine Höhe von durchschnittlich 40 Zentimeter und einen innern Durchmesser von 5, einen äußern von 10 Meter. Dieser Hügel wurde bei der Bestattung vollkommen unter Gräsern und Blumen des Waldes verborgen, wie wir heute noch unsere Gräber mit Blumen überschütten. Rings um den Ringhügel herum wurden große Brandstellen vorbereitet, zwischen denen eingesteckte Fackeln kleineren Feuern Nahrung bieten sollten. Zu Beginn der Totenfeier wurde der Tote irgendwo in der Nähe des Grabhügels einem Scheiterhaufen übergeben und nach dem Erlöschen des Brandes seine Asche in einer prachtvollen Urne gesammelt. Es ist anzunehmen, daß das sakrale Gefäß daraufhin in einem feierlichen Zug nach dem vorbereiteten Grabhügel geleitet und in der Mitte des Ringhügels beigesetzt wurde. Nachher wurde der Feuerkreis angezündet, sicher durch die Priesterschaft der Bevölkerung. Solche Ringe innerhalb der

eisenzeitlichen Grabhügel sind allerorten in der Schweiz und im nahen Ausland wohlbekannt. Sie bestehen allerdings meistens aus großen Steinen, seltener aus Feuerstellen, und der Erdring ist bisher bei uns ganz unbekannt gewesen, kommt aber in Holland häufiger vor. Ihm kommt ganz sicher irgend eine kultische Bedeutung zu. Entweder soll der Kreis den geweihten Bezirk des Grabes umschließen und Unberufene vor seinem Betreten abhalten, oder der Geist des Toten soll in ihn hineingebannt werden, damit er die Lebenden nicht beunruhige. Wir wissen, daß die alten Völker wie die heutigen Naturvölker in ständiger Furcht vor den Geistern lebten. Die Gruselgeschichten, die man sich früher bei uns an den Winterabenden auf den Ofenbänken erzählte, sind Überreste dieser alten Vorstellungen. So ist es nicht zu verwundern, daß man schon früh Mittel und Wege suchte, um die Toten an ihre Ruhestätte zu bannen, ihnen, oder ihrem Geist den Weg zu den Wohnstätten der Lebenden zu versperren. Darum ist anzunehmen, daß die Stein-, Feuer- oder Erdkreise der Grabhügel den Sinn hatten, die Totengeister an den ihnen zugewiesenen Platz zu bannen. — Nachdem die Feuer erloscht waren, wurde dann über dem ganzen Grab, über Hügelring und Feuerkreis der übrige Grabhügel aufgeschüttet, so wie wir ihn im Jahre 1933 angetroffen haben. Er hat unzweifelhaft eine bedeutende Arbeitsleistung mit seiner Höhe über dem Umgebende von ungefähr zwei Meter verlangt. Später wurden dann in den gleichen Grabhügel noch weitere Tote beigesetzt, vermutlich Angehörige desjenigen, dem das Zentrum der ganzen Anlage gehörte.

So hat uns der merkwürdige Grabhügel vom Eugensberg nicht nur einige aufschlußreiche Fundstücke der Hallstattzeit beschert, sondern, was viel wichtiger ist, einen Einblick in die Denkart jener fernen Zeit gewährt. Man glaubt an das Fortleben des Menschen nach seinem Verschiden. Man bestattet ihn liebevoll in großer Feierlichkeit; die Achtung seiner Mitmenschen begleitet ihn in seine letzte



Schematische Darstellung des Ringhügels unter dem Grabhügel von Eugensberg



Die Aschenurne des Grabhügels vom Eugensberg

Ruhestätte. Man fürchtet aber seinen Geist und trachtet darnach, ihn so an das Grab zu fesseln, daß er die Nachlebenden nicht zu beunruhigen vermag. Und daraus ergibt sich der weitere Schluß, daß eine Priesterschaft vorhanden gewesen sein muß, der man Macht über die Geister zuschrieb und nach deren Weisungen die Lebenden wie die Toten zu handeln hatten.

Viel einfacher sind die Toten der jüngern Eiszeit oder der Latènezeit bestattet. Wir besitzen nur wenige Gräber im Thurgau, die wissenschaftlich richtig ausgegraben worden sind; aber diese sind berufen, uns ebenfalls wichtige Aufschlüsse über den Jenseitsglauben der damaligen Periode zu vermitteln. Jetzt werden die Toten nicht mehr verbrannt und keine Grabhügel mehr über ihnen aufgeschüttet. Sie werden wie heute in Grabgruben versenkt, die aber meistens nicht sehr tief in der Erde liegen. Im Jahre 1908 hat das Schweizerische Landesmuseum im Langdorf ein solches Gräberfeld untersucht. Die Grabstätten lagen nicht wohlgeordnet, sondern regellos und in großen Abständen über das ganze Gelände verstreut. Es scheint, daß man nicht ein genau abgegrenztes Friedhofgebiet gekannt hat. Die Leichen sind mit vielen Beigaben ausgestattet. Bei den Männern liegen Schwerter, bei den Frauen Glasperlen. Ein Schmuck von barbarischer Schönheit zeugt von der Kulturhöhe des damaligen keltischen Volkes. Bronzene Ketten umgürten die Lenden, zierliche Armspangen umspielen die Handgelenke, massive, schwere Bronzeringe greifen um die Fesseln der Füße. Gelegentlich werden die Armspangen durch großartige farbige Glasarmreifen abgelöst. Komplizierte Fibeln, oft mit Korallen belegt, zeigen, wo einst die Gewänder damit zusammengeheftet waren. Ein Toter des Langdorfs wies aber etwas ganz Besonderes auf: In seiner Mundhöhle lag eine goldene Münze, eine seltene Kostbarkeit jener Zeit. Wir wissen, daß nach altem, griechischen Glauben die Toten mit dem Schiff über den Styx in das Jen-

seits hinübergesetzt wurden. Dem Fährmann Charon mußte für diesen Dienst das Fährgeld bezahlt werden. Damit der Tote dies auch tun konnte, legte man ihm eine Münze an den Ort, wo sie am wenigsten verloren gehen konnte, in den Mund. Der Glaube an Styx und Charon muß auch im Keltenvolk Eingang gefunden haben; das beweist die Goldmünze im Munde des toten Kelten vom Langdorf.

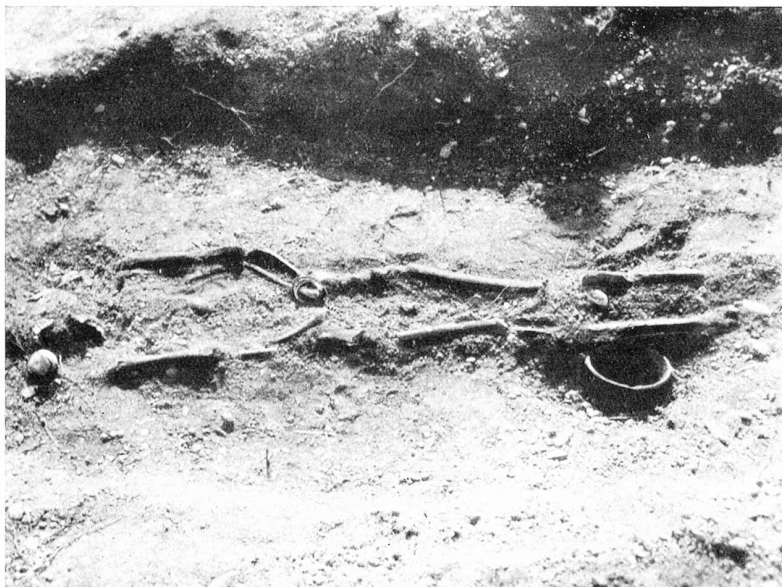
Für kurze Zeit erfährt das Bild der Totenbestattung wieder eine Änderung zu Beginn der Römerzeit im ersten Jahrhundert n. Chr. Wieder werden die Toten verbrannt wie in der älteren Eiszeit. Auch jetzt wird die Leichenasche in Urnen gesammelt, nur bestehen diese jetzt sehr oft aus Glas. In der Grabgrube wird zunächst aus Steinplatten eine Steinkiste abgegrenzt und in diese hinein die Urne beigesetzt, um nachher mit einer Steinplatte zugedeckt zu werden. Vorher aber werden der Aschenurne noch einige Schmuckstücke, Münzen oder kleinere Geschirre beigesellt. Wir kennen bisher aus dem Thurgau nur ein einziges frühromisches Gräberfeld dieser Art, das seinerzeit gegenüber der «Krone» von Pfyn entdeckt wurde, aber leider nicht richtig untersucht werden konnte. Auffallenderweise fehlten dort die Steinkisten, so daß die Aschenurnen ohne weitem Schutz in der Erde lagen.

In spätrömischer Zeit zeigen die Gräber wieder ein ähnliches Bild wie diejenigen der Latènezeit, nur daß die Gräber jetzt viel enger beieinander liegen. Die Leichenverbrennung verschwindet allmählich vollkommen und macht im 3. und 4. Jahrhundert ausschließlich der Leichenbestattung Platz. Einen kleinen Friedhof dieser Epoche haben wir seinerzeit auf dem Adelberg bei Pfyn ausgegraben. Jetzt wird auffällig, daß die Leichen schon in einer bestimmten Richtung begraben sind, und zwar so, daß sie in der Richtung Ost-West liegen. Noch ist der Ritus insofern unklar, als die Köpfe bald im Osten, bald im Westen liegen. Auch die den Begrabenen beigegebenen Gegenstände zeigen einen klaren Sinn. Die Frauen tragen ihren Schmuck, die Männer Werkzeuge. Die Frauen sind gekennzeichnet durch



Keltengrab vom Egghof bei Aawangen

Auf der linken Schulter eine prachtvolle Fibel, am linken Unterarm ein massiver Bronzering und an beiden Füßen bronzene Beinspangen



Römisches Frauengrab vom Adelberg bei Pfyn

Beim Kopf ein Salbfläschchen, am linken Armgelenk mehrere Armringe und außen am rechten Unterschenkel eine Schüssel mit den Resten eines Hühnchens

Dieses, sowie das 1., 3. und 4. Bild sind den „Thurgauischen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ entnommen; die Klischees stellte uns der Historische Verein in verdankenswerter Weise zur Verfügung

Salb- und Parfumfläschchen; die Männer durch Teller, Glasflaschen und Glasbecher. Gelegentlich sind ihnen auch Gefäße aus Lavezstein und Krüge beigegeben. Der Sinn dieser Beigaben ist klar: Man gibt dem Toten das mit, was er im Jenseits brauchen kann. Man hält dafür, daß er sich diese Dinge dort nicht beschaffen kann, sondern daß er sie aus der Zeit seines Erdenwandels mitbringen muß. Das gilt nicht nur für die Salben und Wohlgerüche der Frauen, sondern sogar für die Lebensmittel. In einer Schüssel, die neben die Beine des einen Toten gelegt war, fanden sich noch die Knöchelchen eines Hühnerbratens. Das war wohl die Lieblingsspeise des Toten gewesen! Auch jetzt noch wird nicht vergessen, Geld in die Gruft zu legen; denn offenbar stellte sich der Römer oder der romanisierte Kelte das Leben nach dem Tode recht materialistisch vor.

Ganz ähnlich wurden die Verstorbenen der Alamannenzeit bei uns der Ewigkeit übergeben. Wir kennen sie aus zahllosen Friedhöfen unseres Landes, von denen mehrere eine genaue wissenschaftliche Erforschung erfahren haben. Jetzt sind die Toten alle so bestattet, daß ihre Füße im Osten, die Häupter im Westen liegen. Ihr Blick geht also nach der aufgehenden Sonne; sie sollen sie zuerst erblicken, wenn sie aus dem Grab aufsteigen. Daraus geht natürlich hervor, daß die West-Ost-Richtung nicht geographisch genau ist, sondern sich je nach Winter- und Sommerbestattung verschiebt. Die West-Ost-Orientierung, die durch die Alamannen in unser Land kam, hat sich bei uns bis in die Gegenwart hinein gehalten. Lange nachdem das Christentum seinen Einzug gehalten hatte, hielt man an ihr fest. Schließlich wußte man überhaupt nicht mehr, warum man gerade in dieser und in keiner andern Richtung mehr beerdigte; man tat es nur noch, weil es eben so Brauch war. Noch heute kann diese Bestattungsrichtung auf den allermeisten unserer alten ländlichen Friedhöfe beobachtet werden, und sie er-

fährt nur dort eine Änderung, wo der moderne Friedhofarchitekt nach neuen Gesichtspunkten seine Ordnung schafft.

In den alamannischen Friedhöfen lassen sich verschiedene Totengruppen unterscheiden. Der Hörige, der Sklave wird in der Regel ohne irgendwelche Beigabe zur Ruhe gelegt. Er ist im Leben der arme Mann gewesen; er soll sehen, wie er sich im Jenseits zurecht findet. Der freie Mann ist, sofern er sich voller Gesundheit erfreut, im Leben stets auch Krieger, genau wie heute noch jeder gesunde Schweizer Soldat ist. Dieser wie jener hat stets seine Waffe im Haus, bereit, die Heimat zu schützen. Der Alamanne aber ging darin noch weiter als der moderne Schweizer; er nahm seine Waffe, das Kurz- oder Langschwert, den Pfeil oder die Lanze, mit in sein Grab. Er kam von dem Gedanken nicht los, daß er vielleicht auch über das Grab hinaus auf den Kriegsbänken sitzen müsse. Die Frau aber, die im Leben tüchtig gewerkt hatte, wird ihre Arbeit wohl auch nach dem Tode wieder vorfinden. Darum muß sie ihre Schere, ihr Messer, ihren Arbeitsbeutel mitnehmen, jederzeit bereit, sich ihrer zu bedienen. Und hat sich der lebende Alamanne gern mit prachtvollen Fibeln, mit gold- und silbertauschierten Gürtelschnallen, Riemenbeschlägen und Gürtelzungen und die Alamannin ebenfalls mit Fibeln, dann aber auch mit Perlenketten und perlenbesetzten Halskrägen und Ärmelsäumen geschmückt, so wollen sie diese Gegenstände auch im Tode bei sich haben; denn man will auch dort mit seinem Reichtum glänzen, wohin keines Lebenden Auge je gedrungen ist. Aus dieser Anschauung wurde das Erlebnis geboren, das uns immer wieder ergreift, wenn wir die Grabstätten der Alamannen erforschen und die Mannigfaltigkeit bestaunen, die uns in den Beigaben entgegentritt.

In späterer Zeit kann es uns plötzlich begegnen, daß wir Tote finden mit gekreuzten Armen, und im Welschland findet man dann und wann kostbare

Gürtelschnallen mit eingravierten Darstellungen, die Daniel in der Löwengrube zeigen. So zeigen sich die ersten Spuren des aufsteigenden Christentums. Aber mit ihnen werden die Beigaben seltener. Sie verschwinden im Laufe der Jahrhunderte, und als Karl der Große schließlich es direkt verbot, die Toten mit Begleitstücken zu versehen, weil dies eine heidnische Sitte sei, da wäre das Verbot bei uns im Thurgau gar nicht mehr nötig gewesen. Die Sitte war von selbst bereits erloschen. Ob der Glaube an das Leben im Jenseits einen Wandel erfahren hatte, wissen wir nicht; wir können nur die Tatsache feststellen. Zu Tausenden finden wir in der Nähe unserer Kirchen und Kapellen oder an Stellen, wo einst solche standen, die Skelette unserer Vorfahren, ohne daß ein einziger Beifund uns das genaue Jahrhundert ihres Lebens mitteilen könnte. Die Toten sind stumm geworden für uns Nachlebende. Erst im Mittelalter und später begegnet uns ganz selten einmal wieder ein Begleitfund. Jetzt ist es gelegentlich ein bescheidenes Fingerringchen, ein christliches Medaillon, ein Rosenkranz oder sonst etwas ähnliches. Aber der Sinn dieser Beigaben ist ein ganz anderer geworden. Man gibt diese Dinge nicht mehr mit, damit sich der Tote ihrer im Jenseits bedienen könne, sondern einfach als Ausdruck der tiefen Liebe und der Pietät. Man will dem Verstorbenen noch etwas Liebes tun; man will ihm zeigen, daß man über seine Todesstunde hinaus ihn durch eine Gabe ans Herz schließen möchte. Das Verbot Karls des Großen hat seinen Sinn verloren.

Noch eine ganz besondere Art von Toten gibt die Erde hie und da heraus. Sie liegen oft in der nächsten Nähe der alten Richtstätten. Eine solche Richtstätte lag einst beim Schützenhaus von Pfyn. Das Mittelalter hat die seltsame Laune gehabt, den Gal-

gen oft am schönsten Aussichtspunkt des Ortes aufzustellen. So haben auch die Gerichteten ein schönes Plätzchen Erde als letzte Ruhestatt zugewiesen bekommen. Wie viele von ihnen wären nie an den Galgen gekommen, wenn man ihnen zu Lebzeiten ein besseres Plätzchen gegönnt hätte. Und gelegentlich findet man ein einzelnes beigabenloses Grab mitten im Tal, an einem Berghang, nahe einem Weg oder einer Landstraße. Es gibt keine Urkunde über den Menschen, dessen letzte Reste es birgt. Wie oft ist in alten Zeiten ein landfremder Mensch, unbekannt und unbetrübt, am Wegrand gestorben und verdorben. Für ihn war kein Platz im Friedhof. Er wurde dort bestattet, wo man seine Leiche gefunden hat. «Ein frömd Mönch begraben», sagt irgendwann einmal eine alte Schrift. Das ist alles! — Wo man sie tot auffand, hat man auch die beiden Soldaten zur Ruhe gebettet, die vor einigen Jahren im hintern Espi bei Frauenfeld am Waldrand aufgefunden wurden. Bei dem einen lagen Uniformknöpfe mit der Aufschrift «LEGION HELVETIQUE», beim andern mit den Worten «LEGION FRANÇAISE». Sie waren gefallen beim Gefecht von Frauenfeld im Jahre 1799 und sang- und klanglos unter die Erde gebracht, und vergeblich haben ihre Angehörigen auf ihre Rückkehr gewartet.

Soviele Gräber, sovielen Schicksale! Hunderttausende, ja Millionen von Menschen haben sich im Laufe der Jahrtausende vom Thurgauer Boden genährt; sie alle sind in diesen Boden eingegangen, in die Stille der Vergangenheit. Nur wenige davon zeigen sich den Nachlebenden; aber diese wenigen verkörpern ein Schicksal, verkörpern einen religiösen Glauben, der oft genau so verschollen ist wie die vielen Toten, die der Boden nie mehr hergeben wird.

Eine reichgeschmückte
Alamannin
aus dem Gräberfeld
vom Obertor
bei Steckborn

Auf der Brust eine 2 m lange Perlenkette, am linken Oberschenkel Beinkamm, Schlüssel, Dolch mit Scheide, am linken Unterschenkel Zierscheibe und an den Füßen reichverzierte Schuhschnallen, Riemenzungen usw.

Aus Thurgauer
Behördenkalender 1935/36

